

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 15.

Montag, 19. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)

Florence umklammerte Frau Witts Arm.
„Was sagen Sie? Ist das die Möglichkeit?“
„Beinahe jeden Abend“, wiederholte Frau Witt,
„und Herr Rouff schließt sich mit ihr ein. Sie trinken
Champagner und lassen das Grammophon spielen.“

Diese letzte Tatsache brachte Frau Witt im Tone
tiefer Verachtung vor. Gleich darauf besann sie sich,
daß ihr Verdienst geschmälert werden könnte.

„Es kommt natürlich darauf an“, fügte sie hinzu,
„daß man sie überrascht. Ohne Beweise ist nichts zu
wollen. Das ist nicht so einfach. Ich kann meine gute
Stellung dabei verlieren.“

Florence wurde ungeduldig.

„Ich weiß, ich weiß, Sie brauchen nichts zu be-
fürchten. Das einzige, was Sie zu tun brauchen, ist,
achtzugeben und mich zu benachrichtigen. Alles andere
ist meine Sache. Und — vor allem, reden Sie zu nie-
mandem. Es wäre möglich, daß Frau Kerthoven
etwas erfährt, dann kriegen wir sie nie zu fassen.“

„So dumm werd' ich schon nicht sein“, sagte Frau Witt
überlegen.

„Schön, dann sind wir uns ja einig, und wenn was
ist, dann rufen Sie mich an.“

Herrn Rouffs Haushälterin hielt den Augenblick für
gekommen, wo sie den Besuch zu einer Tasse Kaffee ein-
laden konnte. Eine Bekanntschaft, die gleich mit Geld
anfang, mußte man pflegen.

„Danke“, sagte die Dame Florence, indem sie sich
auf ihre unzweifelhafte höhere Stellung besann, „danke
wirklich, sehr nett von Ihnen, aber ein anderes Mal.“

Damit raffte sie malerisch ihren Pelz und verab-
schiedete sich.

Kerthoven war miserabler Laune. Wenn er auch
das reiche Fräulein Vinter nur auf Drängen seiner
Mutter und, um dem ewigen Kampf mit verständnis-
losen Gläubigern zu entgehen, geheiratet hatte, so
konnte er doch verlangen, daß sie ihm treu war. Wer
hätte vermutet, daß dieses Mädchen Komödie spielen
würde? Und warum in aller Welt hatte Virginia denn
nicht Rouff geheiratet? Unverständlich waren doch die
Frauen. Ferry kam sich sehr beklagenswert vor. Er
hatte ohne Liebe geheiratet, und nun machte man ihn
lächerlich. Wie er als kleiner Junge zu seiner Mutter
gelaufen war und sich beklagt hatte: „Mama, mein
Reifen ist kaputt“, oder „Mama, mein Ball ist fort“, so
klagte er jetzt: „Mama, Virginia betrügt mich.“

Und erstaunlicherweise sagte Fanny Kerthoven:

„Ich weiß.“

„Du weißt das und sagst mir nichts? Ja, seid ihr
denn alle wahnsinnig geworden?“

Frau Kerthoven überhörte diese Vermutung und
sagte:

„Du bist imstande und läßt dich wegen so was
scheiden, und dann sitzt du da.“

„Und da hältst du es für besser, daß ich zum Gespött
der Leute werde?“

„Das ist damit nicht gesagt. Man muß natürlich
etwas tun, aber erst ruhig überlegen. Jedenfalls be-
kommt du dadurch die Oberhand.“

„Das ist noch sehr fraglich. Kann auch sein, daß sie
mit dem Kerl weggeht.“

„Erlaube mal“, sagte Fanny Kerthoven empört, „du
hast wohl gar kein Ehrgefühl.“

„Ich weiß zwar nicht, was das damit zu tun hat —
aber auf jeden Fall, Gefühle sind anstrengend.“

Frau Kerthoven sah ihren Sohn an, wie einen
Gegenstand, den man zum erstenmal sieht und über
dessen Verwendung man sich nicht ganz klar ist.

„Sag' mal, womit beschäftigst du dich eigentlich, seit
du nicht mehr Golf spielst?“

„Ich lebe“, gab Ferry mit dramatischer Betonung
zur Antwort.

„So, na, du hast dich ja nie sonderlich überan-
strengt.“

„Du hast eine Auffassung, die an Zynismus grenzt“,
sagte Ferry bekümmert. Er rauchte eine Weile schwei-
gend, bis ihm offenbar sein Mißgeschick wieder einfiel,
denn er klagte:

„Was soll man bloß machen? Glaubst du, daß es
schon viele wissen?“

„Alle“, sagte Frau Kerthoven.

Damit übertrieb sie natürlich maßlos. Aber es ließ
sich nicht leugnen, daß Frau Witt in kurzer Zeit ganz
nett für Verbreitung der ungeheuerlichen Tatsache ge-
sorgt hatte. Kerthovens Freunde ußten verständnis-
voll und mit der nötigen Schadenfreude über ihn. In
Virginias Kreis bekam man so etwas wie Respekt. Man
sah es originell, daß diese eingebildete und unbedeu-
tende kleine Person ihren früheren Verlobten zum
Liebhaber hatte. Ferry rückte wieder in den Bereich
der Möglichkeit, kurzum, es trat eine Verschiebung der
bestehenden Ordnung ein, die für alle spürbar wurde.

Virginia hielt sich ohne jede kleinliche Einschränkung
für die schönste und interessanteste Frau, die es je ge-
geben hatte, denn weil sie die Ursache der Veränderung
nicht kannte, glaubte sie, daß lediglich ihr Kukeres und
der immerhin noch neue Titel Frau daran schuld seien.
Wenn sie sich nur nicht so über Ferry ärgern mußte.
Konnte er nicht Gott auf den Knien danken, daß er sie
hatte? Mußte er sie nicht geradezu anbeten? Statt
dessen benahm er sich so. Und Papa, nun, der hatte kein
Verständnis für ihre Klagen. Sein „du hast es nicht
anders gewollt“, fiel ihr allmählich auf die Nerven.

Als der Herbst zu Ende ging, bekam Thomas Rouff
einen überraschenden Besuch. Julian Arden suchte ihn
auf. Seit der kurzen Begegnung damals im Theater
hatten sie sich nicht wiedergesehen. Wohl hatte Arden
erfahren, daß Rouff nicht geheiratet hatte und daß da
verschiedenes nicht stimmte, aber er war gerade im Be-
griff, eine lange Reise anzutreten, und das Zerwürfnis
war noch zu neu. Nun hatte er längst die kleine Szene
vergessen. Rouff war doch sein Freund, das ließ sich
nicht so ohne weiteres aus der Welt schaffen. So ging
er eines Tages zu ihm. Er erschrak sehr und mußte sich
sichtlich zusammennehmen, damit Rouff es nicht merkte.
Doch der schien überhaupt nichts zu merken.

„So, so, da bist du“, sagte Thomas, als sei Arden
noch gestern dagewesen. Ein leiser Schein von Freude
war wohl auf seinem Gesicht. Man mußte Rouff genau

kennen, um es zu sehen, so blaß und von weither kam dieser Schein.

Arden schwieg alles, was er hatte sagen wollen, tot und fragte nur mit erzwungener Lebhaftigkeit:

„Wie geht es dir? Was fängst du an? Ich habe hundertmal an dich gedacht. Die Arbeiten zogen sich in die Länge. Ich war über ein halbes Jahr in Beirut.“

„Wahrhaftig?“

Leer fiel dieses Wort ins Leere.

„Oft wünschte ich, du wärest mit mir gewesen. Die Arbeiten haben dich doch immer interessiert. Es hätte dir Freude gemacht.“

Thomas nickte nur.

„Schade, na, das ist nicht mehr zu ändern. Jetzt bin ich wieder hier, und wir werden oft zusammen sein.“

Arden setzte sich in einen Sessel. Er bot Thomas sein Etui.

Rouff merkte plötzlich, wie wenig gastfreundlich er war. Er wurde etwas verlegen.

„Verzeihe, ich habe gar keine Zigaretten da. Ich habe mir das Rauchen abgewöhnt.“

„So, dann machen wir die Tür mal auf, hier ist schauerhaft schlechte Luft, und dann unterhalten wir uns gemütlich.“

Arden sprang auf.

„Ich friere“, sagte Rouff.

„Draußen ist es wärmer als hier, aber wenn du nicht willst, gut.“

Arden sah Thomas aufmerksam an.

„Du gefällst mir nicht“, sagte er vorsichtig, „hast du Sorgen?“

„Nein.“

„Bist du krank?“

„Mir fehlt nichts.“

„Ich dachte, wenn ich dir irgendwie helfen kann — du weißt, ich tue es gern, was es auch sein mag.“

„Mir fehlt nichts“, wiederholte Thomas mit einer Stimme, die Arden zwang, nicht mehr weiter auf das Thema einzugehen.

„Umso besser“, sagte Julian.

Er erzählte von seinem Aufenthalt im Libanon, aber er war nicht ganz sicher, ob Thomas ihm zuhörte. Auch stand es außer Zweifel, daß Thomas ihn nur der Form wegen zum Essen einlud. Julian nahm trotzdem an. Er wollte doch sehen, was eigentlich mit Rouff los war.

Thomas ging hinaus. Als er wiedertam, sagte er:

„Es wird etwas dauern. Du mußt wissen, man ist nicht recht auf Besuch eingerichtet.“

„Nicht nichts, ich habe Zeit.“

Arden staunte. Das war Thomas Rouff, der liebenswürdigste und aufmerksamste aller Gastgeber!

„Und Martine?“, fragte Julian den Freund.

„Ich mußte sie entlassen“, sagte Thomas, „diese Leute werden leicht anmaßend, wenn sie zu lange da sind.“

„Und Alexander — auch fort?“

„Ja.“

Man merkte Rouff an, wie peinlich ihm die Fragen waren.

„Dann ist du nicht mehr zu Hause?“

„Selten, es ist bequemer für mich in der Stadt.“

„So.“

Was kann es nur sein, grübelte Arden. War es möglich, daß ein Mann wie Rouff einer unbedeutenden Frau nachtrauerte, daß er darüber langsam verkommen würde? Arden konnte das nicht glauben. Aber was war es sonst? Und die Wohnung. Eine Schande war es. Die schönen Zimmer. Arden spürte aufrichtige Trauer und zugleich eine unbändige Wut auf das Geschöpf, das er damals so ahnungslos mit „alberne Gans“ bezeichnet hatte.

Endlich erschien Frau Witt. Ihr Gesicht drückte deutlich den Grad von Mißachtung aus, den sie für den Gast hatte. Sie stellte eine Schüssel mit Eiern hin und eine mit kaltem Fleisch, dem man ansehen konnte, wie eilig und unachtsam es ausgepackt und hingelegt worden war. Ein Stückchen trockener Käse auf staubigem Kristallteller bot einen wenig angenehmen Anblick.

Julian spürte Rouffs Verlegenheit.

„Ich mache dir Umstände, das tut mir leid“, half er ihm über das Peinliche hinweg.

„Durchaus nicht, du mußt nur entschuldigen“, sagte Rouff. „Hätte ich gewußt, daß du kommen würdest —, nehmen Sie das hinaus, Frau Witt.“

Er schob den Käseteller heftig ein Stück über den Tisch und sagte schnell, wie um eine Antwort zu verhindern:

„Und dann möchten wir Wein. Burgunder, den von neulich. Ja“, wandte er sich an Arden, „Frau Witt weiß nämlich gut Bescheid in meinem Keller.“

„In der Tat“, gab Arden mechanisch zur Antwort. Seine Gedanken waren wo anders. Was war mit Rouff. Trank er? Nein, das allein konnte es unmöglich sein. Irgendwie mußte das mit Virginia Linker oder — das war ihr Name ja wohl — Kerdhoven zusammenhängen, sonst war es einfach nicht zu erklären.

„Sag' mal, Thomas“, begann er, doch er brach ab. Rouff schien wie auf der Lauer vor allen Fragen. Arden trank langsam seinen Wein.

„Was wolltest du mich fragen?“

Rouff war nicht feige bei aller Abwehr.

Julian änderte seine Taktik. Was hatte er fragen wollen? Siehst du diese Frau noch? oder deutlicher — Es wäre Unsinn, und nie würde Thomas antworten. Höchstens wurde es wieder so wie damals im Theater. Deshalb sagte er:

„Es ging mir so durch den Kopf: ich fahre wieder fort, und dachte es mir sein, wenn du mitkamest.“

Eine leichte Röte stieg in Rouffs Gesicht.

„Das ist leider ganz unmöglich. Meine Anwesenheit im Werk ist erforderlich.“

Arden wußte genau, daß dies nicht stimmte.

„So, das ist sehr schade. Nicht zwei oder drei Wochen?“

„Ganz unmöglich“, erwiderte Rouff.

Und dann wurde er ohne jeden Übergang sehr lustig.

„Trink aus, Julian. Das Leben ist so kurz. Es lohnt sich nicht, Trübsal zu blasen.“

Er rief diese banale Weisheit über den Tisch und goß dem Freund erneut Wein ein.

„Hast du oft Gäste?“, forschte Julian.

„Nein, das hat aufgehört. Man hat nichts davon als Unruhe und Arbeit. Ich fühle mich am wohlsten, wenn ich allein bin.“

„Aber du musizierst viel?“

„Ich habe es aufgegeben“, sagte Rouff. Ein Schatten flog über sein Gesicht.

„Es ist wahrhaftig ein Jammer, daß du mich nicht begleiten willst.“

„Nicht kannst“, verbesserte Thomas.

„Nun gut, wir wollen nicht mehr darüber reden“, sagte Julian mit gemachter Leichtigkeit.

„Aber wie wäre es, wenn ich die Reise aufschöbe? Du fährst dann spärlicher mit. Ich komme oft zu dir, so wie früher.“

„Das ist famos von dir, tu' das.“

Thomas sagte es ohne Überzeugung, ohne Interesse. Aber Julian tat, als merke er es nicht. Er schlug dem Freunde auf den Rücken und hob sein Glas:

„Auf jeden Fall freue ich mich, daß ich bei dir bin, alter Junge.“ (Fortsetzung folgt.)

Dr. berwärfse Laubfrosch.

Wenn dr Frosch sitzt uff dr Ladder.
Saacht mer: Zes gibbts schenes Wadder.
Hier gewöhnlich trifftts noch zu,
Awer unsrer, där Filz,
Is ä gomblyiertes Vieh,
Bei däm glabbt de Giste nie.

Wenn där uff de Ladder gimmt,
Räächuets halde ganz beschtimmt,
Doch wenn sonndage Daache gumm,
Dridtr sich am Boden rum.
Schteht Gobb, hernach gibbts Schtorm —
Unser Frosch is ähmnd abnorm.

Lene Boigt.

Pfirt stirbt den Ehrentod.

Eine Erzählung von Hans Arno.

Im Weltkrieg besetzten die Franzosen, unterstützt durch Verrat der französisch Gesinnten, das ganze südliche Elsass. Die jungen Leute, so auch die des Dorfes umweit der Schweizer Grenze, in dem unsere Geschichte spielte, waren entweder mit den vor der französischen Übermacht zurückweichenden deutschen Garnisonen und Truppenteilen gegangen oder schmuggelten sich dann später noch über die Schweiz zur deutschen Armee hinüber, um dort für ihre Heimat zu kämpfen. Viele aber, namentlich ältere, die nicht mit der Waffe in der Hand für die Scholle kämpfen konnten, leisteten Spionagedienst und brachten oftmals wertvolle Mitteilungen über französische Aufmarschbewegungen, Kampfstellungen, Truppen jenseits der Grenze über Schweizer Boden zu den Deutschen. So konnten diese oft Gefechtsabschnitte, in denen ein französischer Angriff stattfinden sollte, noch rechtzeitig verstärken und die feindlichen Durchbruchversuche vereiteln. — Die Franzosen wußten, worauf ihre Mißerfolge zurückzuführen waren, und eine rigorose Spionageabwehr setzte ein.

Man sagte einen Bauernburschen dabei, als er Briefe an die Söhne drüben in der deutschen Front nach der Schweizer Grenze bringen wollte. Der Bauernbursche und sein Vater wurden erschossen.

Bald aber fand sich ein anderer, der die Beförderung dieser Briefe übernahm. Das war der Pfirt, ein armer Teufel, der vor dem Krieg im Dorf den allerschlechtesten Leumund besessen hatte, ein verwegener Bursche, der wegen Fallenspiels, Wilddiebstahls, Verwundung des Försters im Gefängnis gesessen hatte, ein mehrfach vorbestrafter Mensch, berüchtigt auch durch Schmuggel über die Schweizer Grenze. Er war nicht, wie die jungen Bauernburschen des Dorfes, bei den Deutschen in der Armee. Nicht etwa, daß er feige gewesen wäre. Die getretene Seele dieses elternlos herangewachsenen, verwahrlosten Menschen, den keiner im Dorf früher zu ehrlicher Arbeit angenommen hatte, hatte zunächst in dem eindringenden Feind ihren Befreier gesehen. Er gönnte den anderen, die ihn früher gedemütigt hatten, jetzt ihre Angst und den Schrecken. All das empfand er als Genugtuung und ging in seiner Rachsucht und Verbitterung so weit, daß er den Franzosen, wo er konnte, Vorschub leistete, ihnen Weg und Steg zeigte, allenthalben die Dörfler verriet.

Da klopfte es eines Abends spät in der Dunkelheit an das Fenster seines einsamen Unterschlupfes draußen vor dem Dorf. Und als er öffnete, stand da die hübsche Marie, die Tochter des wohlhabenden Grobbauern. Sie hatte Tränen in den Augen: „Du kennst ja die Wege über die Grenze! — Nimm den Brief und bring ihn meinem Georg! Du weißt ja, er ist drüben bei den Deutschen! Und bitte, bringe mir Nachricht von ihm! Ich weiß ja nicht, ob er überhaupt noch lebt!“

Da machte eine neue Welt in Pfirts Herzen auf. Ihre Hand lag auf seinem Arm. War das dieselbe Marie, die ihn früher nie eines Blickes gewürdigt hatte, die stets vor ihm ausgewichen war wie alle andern Mädchen im Dorf? Nach so etwas wie ihr hatte er sich doch stets gesehnt, nach etwas Reinem, Gutem, Schönerem was er nie in seinem Leben gekannt hatte. — Und heute zitterte sie um den Georg, heute vertraute sie sich ihm an, gab ihm den Brief, obgleich ihr doch keine Nachschafften bekannt sein mußten. Sie vertraute ihm.

Eine Stunde später war er über der Grenze auf Schweizer Boden. Den Brief hielt er auf seinem Herzen, als ob die Marie ihn an sich selbst geschrieben hätte. Er war stolz und glücklich.

Am andern Morgen kam er bei den Deutschen an. Am Nachmittag fand er Georgs Kompanie. — Georg traute seinen Augen nicht. Der Pfirt und mit einem Brief von Marie? Dem mußten sie alle manches Unrecht abbitten. Er streckte ihm die Hand hin: „Bist ein braver Kerl!“ Da waren auch die andern aus dem Dorf, umringten ihn, fragten nach Eltern und Geschwistern, nach den Mädchen im Dorf, schrieben gleich Briefe, gaben sie ihm. Er bekam zu essen, zu trinken, man ließ ihn hochleben, schüttelte seine Hände.

Von nun an ging Pfirt zwei-, dreimal in der Woche über die Grenzen. Erst brachte er nur Briefe herüber und hinüber, dann brachte er den Deutschen die wichtigsten militärischen Nachrichten. Da er den Franzosen in der ganzen Umgegend als Botschafter für ihre Interessen bekannt war, konnte er sich frei bewegen. Dazu hatte er Schweizer Schmuggelware: Lebensmittel, Schnaps, Tabak. Das verhalf ihm oft zu den wichtigsten Kenntnissen. Seinen Heimatsort kannte er wie kein zweiter, jeden Schlupfwinkel, jeden Wildpfad. Er war überall und nirgends. Des Nachts war er oft im Rücken der französischen Kampfstellungen und Schützengräben, lautlos, unsichtbar, spähend, um dann den Deutschen seine Beobachtungen zu melden.

Marie sah er nur, wenn sie ihm Briefe gab. Sie erhielt sie um der größeren Sicherheit willen von allen andern und brachte sie ihm dann insgesamt. Da lächelte sie ihn stets so glücklich an, besonders, wenn sie von ihm einen Brief Georgs erhielt. Und auch den anderen merkte er es an, er galt was im Dorf, er war geachtet und geehrt. Da mußte er bei der deutschen Kompanie

die Nachricht erhalten, daß Georg gefallen war. An einer der ihm von den Deutschen bezeichneten Stelle war auch Georgs Regiment eingesetzt worden. Die französischen Behörden waren in eifrigster Suche nach dem deutschen Spion. Verschiedene Franzosen hatten ihn selbst deshalb um Rat angegangen und davon erzählt. Wenn die im Dorf nicht dicht hielten, —! Aber was kümmerte ihn das jetzt? Georg war gefallen! Wie sollte er das der armen Marie beibringen? Er ging zum Pfarrer. Der hielt für gut, wenn niemand, außer ihnen beiden, darum wissen dürfte, schon um Pfirt nicht zu gefährden. Er wollte in der Kirche die Totenmesse lesen, aber ohne mitzuteilen, um wen es sich handelte.

Die ganze Gemeinde war in der Kirche versammelt, als der Pfarrer die Messe für den unbekannten deutschen Soldaten aus dem Dorfe las. Viele bangten und hofften zugleich, deren Söhne bei den Deutschen waren. Pfirt aber hatte dem Gefühl nicht widerstehen können, das ihn in die Kirche zog. Er mußte Marie sehen. — Er sah sie unter den andern, wich ihr aber aus. Sie aber suchte ihn in ihrer Herzensangst. Denn nur er konnte die Nachricht mitgebracht haben, er mußte Genaues wissen. — Plötzlich stand sie vor ihm: „Pfirt, um Himmels willen, wer ist es?“ Als er zunächst ihrem Blick auswich, sie dann ansah, wußte sie es. „Georg!“ Und sank ohnmächtig um.

Ohne an seine eigne Gefahr zu denken, sprang er hinzu und fing sie auf. Den Schrei, den Namen, alle hatten ihn gehört. Da wußte auch jeder, wer die Botschaft gebracht hatte. Auch die, die es sofort den Franzosen hinterbringen würden. Wußte man denn bestimmt, daß keine Franzosen in der Kirche waren? In der nächsten Sekunde schon, vor der Kirche mußte er verhaftet werden! —

Aber Marie! Sie war ja gleich ihm gefährdet. — Er wußte, was kam! Qualvolles Verhör, bestensfalls Gefängnis, Belfort. — Da riß er sie auf die Schultern, ein Faustschlag schlug einen um, der auf ihn zutrat, mit ein paar Sprüngen war er am Seitenausgang, hinaus. Da stand ein Wagen, zwei Pferde davor. Schon hatte er die Geliebte hineingelegt, schwang sich auf den Vord, und der Wagen raste mit beiden Pferden zum Dorfe hinaus. Hinter dem Dorf, am Walde, bog er sofort von der Landstraße ab, auf kürzestem Weg der Grenze zu. Erst stürzte bei der wahnsinnigen Fahrt das eine Pferd, dann brach auf den holprigen Wegen das Hinterrad.

Sie waren noch zwanzig Minuten von der Grenze entfernt. — Mit dem Wagen wären sie sowieso nicht unbemerkt hinübergekommen. Auch hatte der Draht, das Telefon, bestimmt schon die Grenze alarmiert, die Spionagepolizei war in Autos, Motorrädern hinter ihnen her. Für die Grenze mußte er die Nacht abwarten.

Rein! Das war bestimmt zu spät, an der Grenze jeder Zoll mit Wachtposten besetzt, um ihn abzufangen. Jetzt, jetzt galt es, so schnell wie möglich über die Grenze! Vorwärts, vorwärts! Durch Wald, Dickicht, Gestrüpp, Fehlerpfade, Wildwege, bergunter, bergauf. Er trug Marie mehr, als sie ging.

Da, der Anruf eines Wachtpostens! Der brauchte noch nicht alarmiert zu sein. Also kurz warten, gedulde! Dann, mit einem Satz schnellte er vorwärts. Die Grenze! Er spürte einen stechenden Schmerz im Rücken, hörte einen Schuß rechts von sich, taumelte, riß sich hoch, weiter und rannte, rannte.

Jenseits der Grenzsteine — nach einigen hundert Metern — er hörte zu laufen auf. Siehte Marie ab: „Sie sind gerettet!“ Da wollte er. Erschüttert stützte Marie ihn auf dem weiteren Weg. „Vorwärts, vorwärts.“ Als sie an der Schweizer Grenzstation ankamen, brach er zusammen und wie Blut. — Er sah Marie an. Sie war gerettet. Sein letztes Glas war es, zu sehen und zu fühlen, wie sie um ihn bemüht war, ihn bettete. —

Heute gehört das Dorf nicht mehr zu deutschem Land. An der Kirchwand aber hat die Gemeinde eine schlichte Tafel angebracht. Auf der stehen alle die Namen derer, die aus dem Dorf im Weltkrieg den Ehrentod fanden.

Auch der Name Pfirt.

Der Hund des Fliegers.

Von Heinrich Weis.

Der Pilot A., der jüngst durch Abitur ums Leben kam, war bekannt als einer der besten, sichersten und erfahrensten Flieger. Er hatte sich schon während des Krieges mehr als einmal hervorgetan, hatte im heftigsten Feuer verwegene Erkundungsflüge durchgeführt und später im Kampf geschwader manchen Gegner zur Strecke gebracht. Dann im Zivildienst, steuerte er viele Jahre Post- und Verkehrsflugzeuge, und bei Leistungswettbewerben für Kunstfliegerei zeigten seine Saltos und Sturzflüge unübertreffliche Beherrschung der Maschine.

Länger als anderthalb Jahrzehnte war er allen Gefahren zum Trotz in klarer, unbeeinträchtigter Ruhe Herr der Luft, nun ereilte auch ihn der Fliegerdod. Die Begleitumstände gaben diesem Ereignis etwas von rätselhafter Seltsamkeit.

Denn der Absturz erfolgte ohne jede erkennbare Ursache an einem hellen, windstillen Tage, in einer Gegend, die dem Piloten aus Genuß bekannt sein mußte. Einige Zeugen des Unglücksfalles, Bauern, die auf dem Felde arbeiteten, konnten nur berichten, das Flugzeug sei plötzlich in eine wunderbar schwankende, trudelnde Bewegung geraten, das Motorgeräusch habe ausgesetzt, aber ehe sie sich über ihre Beobachtungen noch recht klar geworden, sei die Maschine schon senkrecht niedergestürzt, sich mehrfach überschlagend, und kaum, daß sie schmetternd den Boden berührt hatte, sprang eine Stichflamme hoch, wohl durch Explosion des Benzintanks veranlaßt. Die Zuschauer, die bald bei der Unglücksstätte waren, vermochten aus dem Flammenmeer nichts zu retten; erst als die Flammen ihr Werk beendet hatten, blieb ihnen übrig, mit den inzwischen herangeeilten Beamten kohlende, geschmolzene Trümmerreste zu durchstöbern.

Aber sonderbarer fast noch als die Tatsache der ungeklärten Katastrophe war ein zweites Begebnis, das mit dem Anfall in engem Zusammenhang stand. Es betraf den kleinen Hund des Fliegers, der als unzertrennlicher Gefährte seines Herrn ihn auf seinen Flügen zu begleiten pflegte. Einmal aus irgendwelcher Laune in das Flugzeug mitgenommen, verlor er überraschend schnell seine Scheu vor der fremden Umgebung und schien sich bei dem rathlos stehenden, schwebenden Gleiten hoch über der Erde recht wohl zu befinden. Dem Piloten indes ward in der Gewöhnung der Jahre das Tier wohl Talisman gleichsam und Glücksbringer auf der Fahrt, ein guter Geist, der alle Gefahren bannete; vielleicht erfreute ihn auch nur die lebendige Nähe, und alles darüber hinaus Gesagte und Geflogene war eben Spielerei eines nie sehr ernst genommenen Aberglaubens. Einerlei, wie immer man das Verhältnis von Mensch und Tier sich deuten möge, höchst erstaunlich war das Benehmen des Hundes an jenem Unglückstag.

Nicht wie sonst mit fröhlichem Wedeln seine Begleitung antragend, während sein Herr in den Lederanzug schlüpfte, ihm zum Schuppen mit Gebell voranspringend, hatte diesmal der Hund sich in einen abgelegenen Winkel geflüchtet, schaute den Flieger, der ihn suchen kam, ängstlich an und entzog sich winselnd seiner Hand. Ein Monteur, der den Vorfall beobachtete, wollte scherzhaft eingreifen, lockte das ihm bekannte Tier, packte es schnell und trug es zu dem Flieger; doch der Hund, mit allen Anzeichen von Angst und Erregung sich windend, ent schlüpfte, indem er schnappend nach den ihn haltenden Händen biß. Das wunderliche Wesen des Hundes überraschte wohl, aber in der Eile des Aufbruchs schenkte man dem Zwischenfall nur geringe Beachtung. Das Tier entließ, vertrocknete sich irgendwo, war nicht wieder aufzufinden. Der Flieger gab dem Monteur noch Weisung, auf den Hund zu achten und ihn gut im Auge zu behalten, denn sein wildes, seltsames Benehmen lasse vielleicht eine beginnende Krankheit vermuten. Und da das Flugzeug startbereit war, nahm der Pilot, nach Aussage des Monteurs so ruhig und sicher wie je, seinen Platz im Führersitz ein.

Dann, kaum eine Stunde später, geschah die Katastrophe, deren Ursache nie zutage kommen wird, denn ihr Geheimnis ist mitverschmolzen in dem lodern Brand, in dem Trümmerhaufen der zerschmetterten Maschine. War es ein Materialschaden am Flugzeug, der selbst erfahrene Augen täuschte und den Absturz verschuldete, ein lächerlich-törichter Zufall, der dem in tausend schlimmen Gefahren ehern ausdauernden Lebenswillen ein plötzliches Ende schuf? Vieles spricht wohl dafür. Aber was ist eigentlich Zufall? Hat nicht auch er in seiner scheinbaren Planlosigkeit doch einen tiefen Sinn, eine wesenhafte Bedeutung? Rätselhaft unbegriffen schneiden und überqueren sich Kurven des Schicksals, bezeichnen Ausgang, Entwicklung, Ende eines Lebens. Gefährliche Todesnot hatte jener Flieger oft bestanden, eine unerklärliche Zufälligkeit verursachte seinen Untergang. Gibt solches Erkennen nicht Ahnung von irgendwelcher geheimen Notwendigkeit, von vorbestimmtem Ablauf eines Daseins, das zu Ende gelebt, hinfinken mußte wie eine buntblühende Blume unter der Sichel?

Und die Wunderlichkeit des Hundes: Kann man auch sie mit einem Wort von Zufall abtun? Ist es nicht, als ob das Tier ein dumpfes Vorempfinden jenes Unheils hatte, dem der Mensch mit unberührter, klarer Seiterkeit entgegenfuerte? Vielleicht, daß feinhöriger Instinkt des Tieres Ströme des Schicksals noch erspüren kann, die an unseren alltagsverstumpten, in nücklichem Wissen gebundenen Sinnen unbemerkt vorüberstreifen; denn, je klarer wir den Ring des Lebens um uns zirkeln, um so ferner sind wir der geheimen, blutnahen Verbundenheit der Welt. Das Tier aber hat triebhaft unbewußt wohl etwas von jenem

dämmernden Allgefühl bewahrt, und der Hund des Fliegers witterte zur Stunde des Ausbruchs das kommende Unheil, spürte, daß es diesmal um Tod oder Leben ging. Als man ihn später wieder auffand, benahm er sich zutraulich und verständig, ohne Scheu und Erregung, und keine Spur einer Krankheit war an ihm festzustellen.

Welt u. Wissen

* **Wer ist der Reichste?** Die Behauptung Londoner Blätter, daß der reichste Mann der Welt kein Amerikaner, sondern ein indischer Nabob, der Nizam von Heiderabad sei, hat in der Neuen Welt großes Aufsehen erregt. Dieser Fürst, der sich gegenwärtig in London aufhält, wo er an der indischen Konferenz teilnimmt, zeichnet sich durch eine Verschwendung aus, die den Vankee-Krösussen ganz fremd ist. Er macht häufig Geschenke, deren jedes einen Wert von etwa 300 000 Mark hat, und er hat kürzlich den überraschenden Ausdruck getan, daß seine Kinder, wenn sie nicht aufpassen, in ziemlich kurzer Zeit mit seinen Reichtümern fertig werden könnten. Auch seine „Anlagen“ unterscheiden sich sehr von denen der amerikanischen Dollarkönige. Er kauft keine Grundstücke, spekuliert mit den Überschüssen seiner Kieseinnahmen nicht in Öl oder in Aktien, sondern er läßt seine ungeheuren Schätze nach dem alten Brauch der Väter ungenützt liegen. Er soll allein an Gold in Barren und Münzen für zwei Milliarden Mark in den Schatzgewölben seiner Paläste bergen, und der Wert seiner Zwieseln wird auf vier Milliarden Mark bewertet, wobei es sich nur um sein persönliches Eigentum handelt, während die fabelhaften Staatsjuwelen von Heiderabad noch nicht einmal mitgezählt sind. Mit solchen Milliarden-Summen kann man auch in Amerika nicht mit, und so wird man wohl oder übel dem Nizam den Titel des reichsten Mannes der Welt zugestehen müssen. Aber bei der Erörterung dieser soviel besprochenen Frage werden in New Yorker Blättern über die übrigen Krösusse der Welt neue interessante Mitteilungen gemacht. Als der reichste nach dem indischen Nabob muß wohl der jüngere Rockefeller gelten, der jetzt den größten Teil des Vermögens der Rockefellerfamilie verwaltet. Nach den Zahlen, die über seine letzte Einkommensteuer zur Verfügung stehen, hat er eine Einkommensteuer von 7 435 169 Dollars gezahlt. Danach läßt sich sein jährliches Einkommen auf 12½ Millionen Dollar berechnen, und danach würde sich sein Vermögen auf 250 Millionen Dollar belaufen. Aber auch bei Rockefeller darf man aus der Einkommensteuer nicht auf die Höhe seines Besitzes schließen, und so dürfte wohl sein Eigentum sehr viel mehr sein. Ein hervorragender Sachverständiger, Stuart Chase, schätzt das Gesamtvermögen Rockefeller auf 600 Millionen Dollars. Den zweiten Platz in der Stufenleiter der amerikanischen Plutokratie nehmen die Fords ein. Henry Ford zahlte eine Einkommensteuer von 2 467 946 Dollars, sein Sohn Edsel 1 984 254 Dollars. Nach vorsichtigen Schätzungen beläuft sich das Gesamtvermögen der Fords auf 1 Milliarde Dollar. Da es sich aber in zwei Teile teilt, dürfte jeder der beiden Fords nicht ganz soviel haben wie der jüngere Rockefeller. Doch nicht nur aus Kraftwagen, sondern auch aus Kaugummi kann man sehr hohe Einkünfte erzielen, wie das Beispiel des „Kaugummi-Königs“ William Wrigley zeigt, dessen Einkommensteuer sich auf 1 154 420 Dollars belief. Aber die Einkommensteuer kann nicht als Maßstab für das Vermögen angenommen werden. Das zeigt am besten der Fall des großen Weltfinanziers J. P. Morgan, der für der reichste Mann der Staaten nach Rockefeller und den Fords gilt, er hat nur 98 643 Dollars Einkommensteuer gezahlt, weniger als sein Rechtsanwalt John W. Davis. So verschiedenartig sind die Vermögensanlagen Morgans, daß kein Sachverständiger sein Eigentum zu schätzen wagt, aber man nimmt allgemein an, daß er doch beträchtlich ärmer ist als Rockefeller und Ford. In Europa soll nach den neuesten Berechnungen der amerikanischen Blätter der reichste Mann der geheimnisvolle Grieche Sir Basil Zaharoff sein, der am Kriege so ungeheuer verdient hat und der in größter Zurückgezogenheit lebt. Zu den 25 reichsten Männern der Welt gehören noch einige andere indische Fürsten, so der Gaekwar von Baroda. In der amerikanischen Plutokratie ist die Führerschaft den alten Krösusfamilien entglitten. Die Astors und die Vanderbilts, die einst an der Spitze standen, stehen jetzt nur noch in zweiter Reihe.